

«Ich sage nicht, wo ich wohne»

Die Bewohner schätzen und hassen ihn zugleich – Ungarns grössten Plattenbau im Norden Budapests

Kaum eine Gebäudeart versinnbildlicht den realsozialistischen Wohnstil in gleichem Masse wie der Plattenbau. In Budapest versucht man nun, den Betonklötzen die Monotonie auszutreiben.

Ein windiger Samstagmorgen im Norden Budapests, die junge Anästhesistin Réka Vancsó tritt aus dem Plattenbau, in dem sie zusammen mit ihrem Gatten, ebenfalls Arzt, und ihren zwei kleinen Kindern wohnt. Leere Papiersäcke wehen über das Trottoir, das Ungarns grössten Plattenbau in seiner ganzen Länge von 310 Metern säumt: Das Faluház («Dorfhaus»), im Stadtkreis Óbuda gelegen, ist mit seinen 11 Stockwerken zwar nicht der höchste, dafür aber der längste Wohnklotz Ungarns. Die zierliche Ärztin steht vor einem der 15 in ihrem Äusseren identischen Treppenaufgänge, dem «ihren», und runzelt die Stirn vor einem überfüllten Abfalleimer: «Dieser Schmutz stört mich. Aber was mich fast noch mehr ärgert: Eine Strasse weiter, wo Häuser stehen, die keine Plattenbauten sind, ist es zwar genauso schmutzig, doch niemand bemerkt es dort. Aber weil es ein Plattenbau ist, sagen alle zum Schmutz hier: «Typisch.» Darum sage sie niemandem mehr, wo genau sie wohne: «Am Flórián-Platz, fertig, mehr sage ich nicht, wenn ich nicht muss.»

«Schlechtester Bau Ungarns»

Das Faluház ist mit seinen 844 Wohnungen und 2500 bis 3000 Einwohnern das spektakulärste Gebäude eines ganzen Ensembles an Plattenbauten, das im Umkreis des Flórián-Platzes Anfang der siebziger Jahre im grossen Stil hochgezogen wurde. Dabei gleicht Óbuda keineswegs einer geichtslosen Stadtperipherie, sondern es ist ein traditionsreiches Viertel, das bis 1873 eine eigene Stadt bildete. Hier wurde 1395 die erste Universität Ungarns gegründet, und hier siedelten die Römer, wovon zahlreiche Ausgrabungsstätten zeugen. Den historischen Stadtkern aus der k. u. k. Zeit liessen die im Geist des Realsozialismus denkenden Stadtplaner stehen, doch die sich unmittelbar dahinter in die Höhe türmenden Plattenbauten wirken dadurch nur noch brutaler.

Attila Lehel ist Stammgast in der «Weintraube», einem althergebrachten zweistöckigen Gasthaus im Windschatten des Faluház. Er ist einer der vielen in Óbuda, die im Faluház wohnen oder einmal gewohnt haben. Als das alte Stadtviertel Anfang der siebziger Jahre grossflächig abgerissen wurde, bekamen Lehels Eltern zuerst im Süden Budapests eine Plattenbauwohnung zugewiesen. Ein paar Jahre später zog die Familie wieder ins angestammte Quartier und fand zunächst im Faluház eine neue Bleibe. Es sei ein Höhepunkt sowjetischer Baukunst, erinnert sich der Pensionär, der schon lange nicht mehr in einem Plattenbau wohnt: «Es ist höchstwahrscheinlich der schlechteste Bau in ganz Ungarn.»

Das Faluház sei keineswegs schlechter als vergleichbare Wohnsiedlungen, auch solche, die nicht aus Betonplatten gebaut seien, versichert hingegen der Hausverwalter des geschmähnten Gebäudes, der pensionierte Maschinenbau-Ingenieur Gyula Réti, der mit seiner Frau selbst in dem Haus wohnt. Tatsächlich fällt es schwer, Lehels lebhaft vorgetragene Erinnerungen an Ungeziefer und Schmutz mit der kleinen, aber hellen Zweizimmerwohnung in Verbindung zu bringen, in der das Verwaltungsbüro untergebracht ist. Richtig sei, gibt Réti zu, dass viele Menschen für kein Geld der Welt jemals in einen Plattenbau ziehen würden. Doch das sei eine von Vorurteilen geprägte Aussensicht, viele der Bewohner sähen das anders. Ihre Kinder beispielsweise seien schon ausgezogen, daher genüge ihm und seiner Frau der bescheidene Raum. Denn die 1992 an die Bewohner verkauften Wohnungen seien in der Tat klein, 49 bis 55 Quadratmeter, auch hellhörig, man wohne eng aufeinander, und die Heizkosten seien hoch – wie in den meisten Plattenbauten. Doch es gebe auch viele Vorteile: Zentralheizung, Wartung des Gebäudes, Lift oder Einkaufsmöglichkeiten in unmittelbarer Nähe.

Diese Vorteile werden das Ärztepaar Vancsó nicht daran hindern, ihre 49-Quadratmeter-Zweizimmerwohnung so schnell wie möglich gegen eine Neubauwohnung einzutauschen. Der Platzmangel in der ebenfalls sehr freundlich gestalteten und selber renovierten Zweizimmerwohnung ist tatsächlich unübersehbar. Doch auch wenn sie eine grössere Wohnung bekommen könnten, würden sie nicht bleiben wollen. Dafür gibt Péter Vancsó, Spezialist für Handverletzungen, sachliche Gründe an wie etwa die Überalterung in den Plattenbauten oder die hohen Heizkosten. Doch er erklärt auch unumwunden: Zu 50 Prozent sei ein reines Imageproblem ausschlaggebend.

Stadtplanerische Zeitbombe

Der grösste Plattenbau Ungarns ist ein in Beton gegossenes Fanal der sozialistischen Ära. So jedenfalls lassen sich die Einschätzung des ehemaligen Bewohners Lehel und die Vorurteile, über die Réka Vancsó klagt, besser verstehen. Denn faktisch stellt das Faluház sogar einen privilegierten Plattenbau dar, was in Ungarn bedeutet, dass durchaus auch Vertreter des Mittelstands, wie eben die Vancsós, hier wohnen. Anders als an vielen Orten im Westen hat die «industrielle Mas-



Ungarische Ironie oder Programm? Der grösste Plattenbau Ungarns trägt den Namen «Dorfhaus» (Faluház).

KLAUS RÓZSA / PHOTOSCENES

senbauweise» in Ungarn nicht nur soziale Ghettos geschaffen. Gerade die Plattenbauten im Norden Budapests waren lange begehrte Trophäen der aufsteigenden Klasse der «Intelligenz», wie das der Schriftsteller György Konrád 1978 in einer soziologischen Studie beschrieb.

Im gegenwärtigen Imageproblem tickt eine stadtplanerische Zeitbombe. Denn 1990 lebte noch mehr als ein Drittel aller Budapester in Plattenbauten. Der Anteil dürfte seit der Wende zwar signifikant zurückgegangen sein, ist aber mit Sicherheit immer noch sehr hoch. Es wäre unsinnig, die über ganz Budapest verteilten rund 18 Plattenbausiedlungen abzureissen. Doch nun gilt es, die Gebäude aus den siebziger und achtziger Jahren zu renovieren und zu modernisieren, um die drohende «Verslumung» aufzuhalten. Doch wer will investieren in dermassen ungeliebte Bauten?

Es geht dabei nicht nur um die technische Modernisierung der Bauten, beispielsweise bessere Isolation der Fassaden und Fenster. Die bessere Gestaltung des Aussenraumes ist ebenso wichtig, gerade weil das Imageproblem der Plattenbauten so gross ist, meint der junge Budapester Architekt Samu Szemerely. Tatsache ist, dass Plattenbausiedlungen meist über viel mehr Grünfläche und (halb)öffentlichen Raum verfügen als Siedlungen, die derzeit erstellt werden. Doch auch bezüglich heute zum Teil prächtig ausgewachsener Grünflächen wiegt das sozialistische Erbe schwer. Denn die «Rehabilitierung des

öffentlichen Raumes», so die Ausdrucksweise des jungen Urbanisten, habe in der ungarischen Gesellschaft noch nicht stattgefunden. Im Sozialismus war dieser Sache des Staates, auf ihm liess man Paraden defilieren, placierte staatliche Slogans in Riesenlettern und hatten die Bürger sonst eigentlich nichts verloren.

Besonders fällt diese Vernachlässigung des Aussenraumes in der «Experimentellen Wohnsiedlung» ins Auge, die sich gleich hinter dem Faluház befindet und kurz vor diesem, Ende der sechziger Jahre, erstellt wurde. Das Viertel ist aus einem staatlichen Wettbewerb entstanden, der die Möglichkeiten der industriellen Massenbauweise am Vorabend des ungarischen Plattenbaus ausloten sollte. Kein Haus ist wie das andere, und nur schon von aussen betrachtet lassen sich zahllose liebevolle Details erkennen. Das Viertel ist eine wahre Perle der ungarischen Architekturgeschichte mit engstem Bezug zum europäischen Modernismus. Der öffentliche Raum zwischen den Häusern ist als Gartenlandschaft angelegt.

Backwerksskunst in Beton

Wie aber sind die einzelnen Wohnungseigentümer von Plattenbauten dafür zu gewinnen, sich für den Aussenraum zu engagieren? Zumindest in den halböffentlichen Raum des Parterres haben die Bewohner des Faluház erfolgreich investiert: Gleich nach der Privatisierung wurde das Erdgeschoss in 48 Mini-Ladenräume umgebaut.

Während in Krisen-Plattenbausiedlungen wie der im Süden Budapests gelegenen Siedlung «Havana» die wenigen vorhandenen Ladenräumlichkeiten meist nicht einmal vermietet sind, besticht das Faluház durch seine lange Zeile mit Läden.

Gleich neben dem Eingang zum Verwaltungsbüro befindet sich beispielsweise ein Eldorado an ungarischer Backwerksskunst, Béla Rigós «Cukrászda» (Konditorei). Rigó ist ein ehemaliger Konditor des «Gundel», des berühmtesten Edelrestaurants in Budapest. Rigó ist kein Plattenbau-Begeisterter, seine Erklärung für den Standort lautet: Er habe sich selbständig machen wollen, und dieser Ort sei der einzige, den er sich leisten könne. Die Geschäfte gingen leidlich. Trotz der Enge lässt es sich bei Rigó an einem Tischchen mit Aussicht auf den gewaltigen Flórián-Platz sitzen und Kaffee trinken. Der Platz ist übrigens ein Menetekel für Szemerelys Plädoyer, den öffentlichen Raum rund um die Plattenbau-Wohnsiedlungen aufzuwerten. Denn hier hätte nach den Plänen aus den siebziger Jahren in Ergänzung zu den Wohnbauten gerade ein solcher öffentlicher Begegnungsraum entstehen sollen. Wie in vielen anderen Budapester Plattenbausiedlungen wurden diese urbanistischen Pläne, man vermutet vor allem Kostengründe, nie verwirklicht. Stattdessen empfängt die Bewohner des Faluház der rauen Wind, der auf der gewaltigen Brache ständig weht und nicht nur die Bäume krümmt.

Villő Huszai

«Am besten ergibt man sich sofort»

Wohnen und Überleben in einem kenyanischen Elendsviertel

Fred Mugodo trägt eine abgeschossene Schirmmütze, die einmal schwarz war. Darauf ist ein Kreuz abgebildet und die Aufschrift «Following Jesus». Der junge Mann gehört zu den schätzungsweise weit über zwei Millionen Menschen, die in den überbevölkerten Elendsvierteln der kenyanischen Hauptstadt Nairobi leben. Verglichen mit vielen seiner Leidensgenossen, geht es Mugodo aber noch einigermassen gut. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Töchtern hat er sich im Slum «N» am Stadtrand eingemietet. Er lebt dort schon seit mehr als sechs Jahren in einem Zimmer, das gerade einmal zwölf Quadratmeter gross ist. Das Haus ist ein langgezogenes, ebenerdiges Gebäude mit einem Wellblechdach. Es gehört zu einer kleinen Siedlung, in der 38 Mietparteien leben. Das Gelände ist von einem einfachen Bretterzaun umschlossen. Bewacht wird es von einem unbewaffneten Wächter, dessen Lohn sich die Mieter untereinander aufteilen.

Der Boden des Zimmers, das die Mugodos bewohnen, besteht aus nacktem Beton. Es gibt ein Fenster und eine Holztür, die mit einem Vorhängeschloss gesichert werden kann. An der Decke hängt eine Glühbirne mit 60 Watt Leistung, doch rationiert der Hausbesitzer den Strom auf die Zeit zwischen 6 Uhr abends und 8 Uhr morgens. «Weil es keine Steckdose gibt, zweige ich den Strom für unseren kleinen Schwarzweissfernseher von der Lampenfassung der Glühbirne ab», erzählt Mugodo. Ein Schwarzweissfernseher ist ein unauffälliger Luxus im Slum. «Wer sich aber einen Farbfernseher leistet, fordert sein Schicksal heraus. Dafür braucht man nämlich eine Antenne auf dem Dach, und die können auch Banditen sehen. Und eine solch fette Beute



«Farbfernseher sind eine fette Beute für Banditen.»

Fred Mugodo

lassen sich die nicht gerne entgehen.» Eine Küche gibt es bei den Mugodos genauso wenig wie eine eigene Toilette. Gekocht wird am Boden, auf einem kleinen Kerosinkocher. Das Ehebett ist mit einem Vorhang vom Rest des kleinen Zimmers abgetrennt. Die beiden Töchter, fünf- und neunjährig, teilen sich ein Bett, knapp einen Meter breit. Das Mobiliar besteht aus einem kleinen Tisch und drei Stühlen. «Wir stammen nicht aus Nairobi, sondern aus dem Westen des Landes», sagt Mugodo, der sich seinen Lebensunterhalt als Klempner im Taglohn verdient. «Manchmal kommen uns Verwandte besuchen, um hier Arbeit zu suchen. Weil es so wenig Platz hat, können sie aber nicht lange bei uns bleiben. Ein bis zwei Wochen sind das Maximum.»

Die mehr als 100 Bewohner der Siedlung teilen sich zwei Latrinen und ein «Badezimmer». Das Wasser zum Duschen muss man selber mitbringen. Vor den «sanitären Anlagen» bilden sich oft lange Schlangen. Es gibt einen einzigen Wasserhahn, den die Frau des Hausbesitzers mit

Argusaugen bewacht und gegen unbefugte Benutzung mit einem Schloss verschliesst. Jede «Wohnung» erhält pro Tag 60 Liter Wasser, also drei volle Kanister, die sich die Frauen und Mädchen abholen müssen.

«Die Hausbesitzer sind eigentlich ganz in Ordnung, solange man seine Miete pünktlich bezahlt», erzählt Mugodo weiter. Für das Zimmer bezahlen die Mugodos 1700 Shilling (etwa 31 Franken) pro Monat, Strom und Wasser inklusive. Das ist günstig, verglichen mit den Mieten, die weiter stadteinwärts verlangt werden. Dafür gibt Mugodos Frau, die als Kellnerin in einem Restaurant arbeitet, für die Fahrt mit dem Minibus in die Stadt täglich mehr als 200 Shilling aus. Die Fahrten verschlingen einen grossen Teil ihres Gehalts.

Von der Busstation an der Hauptstrasse bis zum Haus der Mugodos sind es zu Fuss nur etwa 200 Meter, doch kann die Strecke vor allem nachts gefährlich werden. Frau Mugodo kehrt gewöhnlich erst nach Einbruch der Dunkelheit von der Arbeit heim. Prompt wurde ihr kürzlich das Mobiltelefon auf dem Nachhauseweg gestohlen. Auf derselben Strecke wurde auch Fred Mugodo schon ausgeraubt: «Vor einem Monat zwangen mich sechs Männer, die mit Dolchen, Buschmessern und Knüppeln bewaffnet waren, ihnen mein Geld und mein Mobiltelefon auszuhändigen. Es war ungefähr 10 Uhr abends, und sie nahmen mir sogar mein Hemd und meine Schuhe ab. Zum Glück haben sie mir sonst nichts getan. Wenn man spät abends noch allein unterwegs ist, geht man ein Risiko ein. Am besten ergibt man sich den Banditen sofort, dann sind die Chancen, unverletzt zu überleben, am grössten.»

Kurt Pelda